



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Steffen, N.: Die Zustände im Großherzogthum Luxemburg und ihre Ursachen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Zustände im Großherzogthum Luxemburg und ihre Ursachen.

Das Luxemburgische Volk ist ein durch und durch deutsches. Seine Gemüthsart, seine Sprache, seine Sitten und Bräuche, sein Volkslied — alles ist deutsch an ihm. Dies Volk, wie seine Sprache das unwiderleglich darthut, ist rein altsächsischen Stammes. Sein Dialekt ist fast genau derselbe, wie derjenige der Sachsen in Siebenbürgen. Verschiedene Luxemburger, die durch Siebenbürgen gekommen sind, haben sich dort wie in ihrer Heimath unter den vaterländischen Lauten wiedergefunden. — Die Bevölkerung des Großherzogthums ist im Großen und Ganzen genommen noch immer eine durch und durch gesunde und unverdorrene, so vieles auch die Jesuiten und ihre Helfershelfer seit etwa 40 Jahren gethan haben, um sie zu demoralisiren und für ihre schlechten Zwecke reis zu machen. Das arme Völklein, so treu, so bieder,^{*)} so rührig und so gutmüthig, ist, soweit man zurückdenken kann, stets der Spielball in der Hand des Fremdlings gewesen. Es hat mit seinem Blute alle Schlachtgefilde Europas düngen helfen müssen. Es hat allen fremden Mächten ringsherum der Reihe nach gedient: dem Burgunder, dem Spanier, dem Oesterreicher, dem Franzosen, dem Holländer, dem Belgier, und ist meistens nur ein Mittel in der Hand der Gewalttherrschaft zu fremden Zwecken gewesen. Von keiner Gewalttherrschaft aber ist es so mitleids- und rücksichtslos ausgebeutet worden, als von der Priesterherrschaft, nicht einmal von der Feudalherrschaft. Sogar die französische Revolution von 1793, die in diesem Ländchen mit so vielen alten und verrotteten Zuständen aufgeräumt hat, konnte die Priesterherrschaft nicht auf die Dauer brechen. — Wie groß die Macht der schwarzen Sippe im Luxemburger Lande schon wieder im Jahre 1830 war, beweist die ungeheure Leichtigkeit, mit welcher in diesem Jahre ein ganzes Volk, auf das Wort seiner Priester und ihrer verkappten Helfershelfer, seinem angestammten Fürsten den Eid der Treue brach, sich von dem Herrscherhause lossagte, und sich den Revolutionshelden in Belgien, diesen Werkzeugen des Jesuitismus, anschloß. Von dieser belgischen Revolution an datirt der Aufschwung der finstern, reactionären Mächte, die heute das Luxemburger Land so zu sagen unumschränkt beherrschen. Die Dynastie des erlauchtesten Hauses von Oranien-Nassau war den Dunkelmännern in Belgien und bei uns viel zu liberal. Wilhelm I., der König von Holland und Großherzog von Luxemburg, that zu viel für Volksbildung, sowohl in Belgien und bei uns, als in Holland selbst. Die Volksschulen, die bis dahin so

^{*)} Ein alter Geschichtschreiber hat die Luxemburger „Ein gut getrew Volk“ genannt.

heillos vernachlässigt worden waren, sollten der Versunkenheit entrissen und auf die Höhe der Zeit erhoben werden. Ein besserer, leichterer Verkehr mit angrenzenden Ländern der fortgeschritteneren Menschheit, sollte auch in unserem Kleinen, bis dahin gleichsam von der übrigen Welt abgeschlossenen Ländchen, geschaffen werden. Das war zu viel des Lichtes für die Finsterlinge. Auch ein kleines, sonst unbedeutendes Ländchen wie das unsrige, hat seine Wichtigkeit für diese feinberechnenden, weitsehenden Unterjocher des menschlichen Geistes. Und so rief denn im Jahre 1830 das ganze flache Land bei uns so laut es konnte sein: „Vive la Belge!“, und brach dem angestammten Herrscherhause den Eid der Treue, ganz wie „unsere Brüder“ (!), die klerikalen Wallonen und Flammänder. Welch eine Zeit! Herr Gott! wir erinnern uns derselben noch wie von gestern her. Jede Selbstsucht, jede Ehr- und Herrschbegierde, jede Habsucht fand bei dieser Zeit ihre Rechnung. Müßige, lungernde und hungernde Advokaten wurden zu hohen Ehrenstellen, zu den einträglichsten Aemtern berufen, und wurden reich und berühmt im Handumdrehen. Die Hauptstadt Luxemburg, Dank ihrer preussischen Besatzung, blieb zwar dem Landesfürsten treu; aber die jungen und alten ehr-, hab- und genußsüchtigen Notabilitäten desertirten und gingen nach Belgien, um ihr Glück zu machen. Die Hälfte unserer jungen Leute, hohen und niederen Standes, eilte nach Belgien, um sich unter die dortigen „Freiheitshelden“ gegen Holland anwerben zu lassen. Belgien wimmelt noch heute von Militärpersonen in und außer dem Dienste, Luxemburgern von Geburt, welche in jener Zeit als Freiwillige in die Reihen der Aufrührerischen eingetreten sind. Die ganze Zeit der Revolution war auf dem flachen Lande bei uns ein großes anhaltendes Trinkgelage. Die Schenken und Kneipen vermehrten sich wie giftige Pilze über Nacht. Nur verschwanden sie nicht wieder wie Pilze bei der wieder anbrechenden Tageshelle oder unter den glühenden Sonnenstrahlen des Mittags. Vermögen entstanden im Handumdrehen, wovon sich die guten Schenkwirthe nie hatten träumen lassen. Wo kam all das Geld her? Vom Markte des Lebens. Alles hatte seinen Preis. Alles wurde feil geboten, verkauft und gekauft, die Treue, das Gewissen, das Blut der Landesfinder, der Verrath, der Meineid. „Vive la Belge!“ hieß die Losung.

„En avant! marchons
 „Contre les canons!
 „A travers les bataillons
 „Courons à la victoire!“

Hieß die Zauberformel, wodurch man die Gewissen in Schlaf lullte und die Seelen kaufte.

Von jener Zeit datirt der unheilvolle Einfluß einer gewissen dunkeln Sippe bei uns, der noch bis auf den heutigen Tag nicht wieder gebrochen

werden konnte. Der Volksunterricht, der unter der strammen Regierung Wilhelm I. sich bei uns zu heben begonnen, ward während der „belgischen Zeit“ wieder gänzlich, ja absichtlich vernachlässigt. Der erste beste Quidam, der nichts anderes thun wollte, oder konnte, setzte sich zum Schulmeister auf. Die bedenklichsten Persönlichkeiten, männliche und weibliche, erhoben sich durch eigene Machtvollkommenheit zu Lehrern und Bildnern unserer Kinder.

Erst als unser Land wieder unter die Botmäßigkeit Hollands zurückkam, brach wieder eine bessere Zeit für dasselbe an. In der Hauptstadt, die wie gesagt, den Herrn während der Revolution nicht gewechselt hatte, war der Schaden, wie ihn die belgische Jesuitenwirthschaft auf dem flachen Lande überall bei uns verursacht hatte, lange nicht so groß gewesen. Vor Allem wurde während der unheilvollen Zeit hier der Volksunterricht besser gehegt und gepflegt. Auch war der Klerus hier ein bei Weitem vernünftigerer und freisinnigerer als der des flachen Landes. Der Klerus der Stadt zählte die besten Köpfe, die gelehrtesten Männer des Großherzogthums in seinen Reihen. Wir brauchen nur Hrn. Mayes, Hrn. Manternach, Hrn. de Neunhäuser u. zu erwähnen. Auch zählte damals unser Athenäum, die oberste Lehranstalt des Landes, fast ausschließlich liberale und vernünftig denkende Professoren. Wir nennen unter andern Herrn Stammer, der bei uns so viel und so unermüdlich für deutsches Wesen, deutschen Geist, vorzüglich für ein besseres Volksschulwesen, gearbeitet und gewirkt hat. Herr Stammer und Herr Mayes sind die Hauptgründer unseres heutigen Schulgesetzes und Primärschulwesens. Dank den Anstrengungen, dem unermüdlichen Wirken und Streben und der männlichen Ausdauer dieser wirklich hervorragenden Männer und Menschenfreunde, fing das Land an, sich von den bösen Folgen der belgischen Revolution wieder zu erholen, und sich herauszuarbeiten aus der geistigen Versumpfung und Verdümpfung, worein es die Dunkelmänner gedrängt hatten. Ueberall erhoben sich bessere Volksschulen, indem ein Schullehrerseminar, oder die Normalschule, wie sie hier genannt wurde, welche seit Kurzem in der Hauptstadt ins Leben gerufen worden war, für bessere Lehrer, und bessere Lehrmethoden Sorge trug. Herr Stammer gab seine Wandtafeln und seine Lesebücheln heraus. Die langweilige und langwierige Buchstabiermethode mußte der Cantirmethode Platz machen. Bessere und zweckmäßigere Lesebücher wurden überall eingeführt, kurz, ein ganz anderer, besserer, lichtvollerer Geist schien überall im Lande die Oberhand gewinnen, und den Geist der Finsterniß rings verscheuchen zu wollen. Doch das war gar nicht das, was die Jesuiten und ihre Helfershelfer bei uns wollten. Was sie wollten war nicht die Herrschaft der Wahrheit und des Lichtes, nicht die geistige Auferweckung und Freiheit des Volkes, sondern ihre Alleinherrschaft über die Geister. Deshalb mußte um jeden Preis das Licht, welches licht-

und menschenfreundliche Männer mit so vieler Mühe angezündet, je eher, je lieber wieder ausgelöscht werden. Darum sandte der Jesuitenorden uns 1842 seine Creatur, Herrn Laurent, unseligen Andenkens, ins Land. Dieser unserm damaligen König-Großherzog, Wilhelm II., von gewisser Seite bestens empfohlene Zelot,*) begann sofort nach seiner Installirung hier sein Werk der Finsterniß, oder besser das Werk seiner Patrone, indem er alle bessern und liberaleren Männer des hiesigen Clerus auf die unzweideutigste Weise hintansetzte und sie auf jede mögliche Weise in den Staub darniederzutreten suchte. Was dagegen heucheln, schmeicheln, kriechen und wedeln konnte, wurde hervorgezogen und durfte auf jede mögliche Beförderung rechnen. Die edleren besseren Herzen, welche sich der Schmach nicht beugen konnten, brachen lieber. Wer denkt nicht hier an den frühen Tod des guten und so liebenswürdigen Hrn. Manternach? Herr Laurent ließ sich öffentlich in der Hauptkirche des Landes von seinen Creaturen fast abgöttische Ehrenbezeugungen erweisen. Sogar dem gemeinen Manne kam dergleichen Götzendienst anfänglich zum mindesten seltsam vor. Doch woran gewöhnt sich der gemeine Mann nicht nach und nach? Die Jesuiten wissen das, und rechnen darauf. Dann gründete Herr Laurent sein Priesterseminar, und verschrieb sich die Professoren für dasselbe von seinem Orden. Dieses Priesterseminar war und ist auch wohl bis zum heutigen Tage die Pflanzstätte jener fanatischen, blinden, willenlosen Werkzeuge, mit Hilfe derer der Jesuitismus sich den freien Geist durchs ganze Land zu unterwerfen bemüht ist, was ihm leider! nur zu gut gelungen ist, Dank jenen unter liberaler Maske sich bergenden, egoistischen und gewissenlosen Menschen, diesen Helfershelfern des Jesuitismus, die sich seitdem der politischen Leitung des Landes, mit Hilfe der schwarzen Sippe, zu bemächtigen gewußt haben. — Um allen diesen seinen Werken Nachdruck zu geben, und sie vor der öffentlichen Meinung zu beschönigen, gründete Hr. Laurent seine sogenannte „Luxemburger Zeitung“. Den Chefredakteur verschrieb er sich ebenfalls von den Seinigen. Ein netter Chef-Redakteur! Ein besserer Wähler und Aufheizer gegen die öffentliche Ordnung konnte wohl nicht leicht gefunden werden. Monsieur Gregoire hieß der Quidam, der bereits aus mehrerer Herren Ländern als Ruhesförder ausgewiesen worden, ehe er uns die Ehre erwies, als Chef-Redakteur der Jesuitenzeitung sich in Luxemburg niederzulassen. Dieser Herr mußte nun mit seinem Haß und seiner Verleumdung jeden Ehrenmann überschütten, der sich nicht vor der bischöflichen Allgewalt beugen wollte. Freilich konnte das auf die Länge nicht so ohne Weiteres hingehen, in einem Lande, wo sowohl die Regierung als die Justizverwaltung liberal und ganz und gar nicht ge-

*) Die Jesuiten sollen nämlich dem König von Holland damals das Versprechen gegeben haben, ihm Belgien wieder zuzuführen.

sinnt war, sich an Händen und Füßen gebunden, dem Jesuitismus zu überliefern. Herr Gregoire, auf die Allgewalt seines Herrn und Gönners, des Hrn. Laurent bauend, nahm den Mund am Ende so voll, daß er — überließ. Die Justiz legte ihm daher das Handwerk. Er wurde landesflüchtig, weil er zu hoch dachte, um sich auf Kosten des Landes im Thurm füttern zu lassen. Sie transit gloria mundi. Mit Hrn. Gregoire ging zugleich das Jesuitenorgan ein. Denn wo hätte Hr. Laurent einen zweiten Chef-Redakteur wie den suchen sollen?

Aber nicht allein in seinem Priesterseminar und in der Presse wollte Hr. Laurent herrschen, sondern auch in den übrigen Schulanstalten des Landes. Seitdem war die ständige Normalschule oder unser Schullehrerseminar ins Leben getreten, und die jungen Leute, die nicht bemittelt genug waren, um ein Gymnasium oder das Athenäum zu besuchen und sich dennoch gedrängt fühlten, sich über die Primärschule hinaus fortzubilden, strömten in Menge hierher, und um so mehr, da die Regierung eine große Anzahl von Studienbörsern (Stipendien) für Normalschüler ausgeworfen hatte. Auch hier trat Hr. Laurent mit seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit auf, und brachte es schon gleich Anfangs, zum Hohne der Regierung, dahin, daß ein israelitischer Schullehrer aspirant, dem sonst nichts zur Last lag, aus der Anstalt, die er bereits mehrere Tage besucht hatte, ausgewiesen wurde. — Ein klarer Beweis, welche Gewalt diese Creatur der Jesuiten in unserm Lande besaß. In diese Zeit fällt die berühmte Teufelsaustreibung des hochwürdigen Herrn, die er selbst beschrieb, und deren Beschreibung er in einer Broschüre in Amsterdam herausgegeben. Die „Gartenlaube“ hat die wunderselttsame Historie in ihrem vorigen Jahrgang gebracht.

Aber trotzdem und alledem ging es dem würdigen Herrn in unserm Lande nicht recht nach Wunsch. Wie viele Geister er auch beugte, brach und knechtete, immer blieb noch eine ganze Menge, über welche er keine Gewalt erlangen konnte. Nicht einmal alle Geistlichen fügten sich seinen Verordnungen. Viele gingen lieber in die Verbannung nach einer der ärmsten und kleinsten Pfarreien in dem entlegensten Winkel des Landes, oder gaben ihre Entlassung, oder ließen sich sonst jede Hintansetzung gefallen, als daß sie sich zum Schemel der Füße dieser Hochwürden machen ließen. Auch auf die meisten Professoren des Athenäums wirkte seine Allgewalt nicht. Die Regierung und der Magistrat waren liberal und hielten darauf, daß dem Gesetz Genüge geschah. Es war das ein jahrelanger, dunkler, unterirdischer Kampf zwischen den Gewalten des Lichtes und der Finsterniß bei uns. Das Licht hätte auch hier — wir zweifeln nicht daran — schon damals den Sieg davon getragen, wenn nicht das für unser Land so unheilvolle Jahr 1848 mit seinen Revolutionen gekommen wäre.

Die liberalen Notabilitäten des Landes hatten sich während dieser Zeit zu verschiedenen Malen mit der Bitte an den König-Großherzog gewandt, den religiös-politischen Wirren, wie sie durch Hrn. Laurent bei uns geschaffen worden waren, dadurch ein Ende zu machen, daß er den „Ränkeschmied“ aus dem Land weise. Und wirklich, die intelligente öffentliche Meinung war bereits so laut und so mächtig bei uns geworden, daß es selbst dem Fürsten nicht leicht mehr war, derselben noch länger zu widerstehen. Da brach zu Paris die Revolution von 1848 aus und wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieselbe über ganz Europa.

Hr. Laurent glaubte jetzt den Moment gekommen, seine absolute unbegrenzte Herrschaft über unser Land zu begründen. Seine Pastöre und Vikare, alles Zöglinge seines Priesterseminars und ihm mit blindem Fanatismus ergeben, waren allenthalben die Herren und Meister in ihren Pfarreien. In der Hauptstadt selbst wie in deren nächsten Umgebung hatten sich fromme Jünglings- und Männervereine während der Zeit gebildet, die von Creaturen des Bischofs geleitet wurden. Die Normalschüler, sowie auch die Studenten des Athenäums, welche sich hier auf den geistlichen Stand vorbereiteten, waren von ihren Religionslehrern während einiger Zeit gedrückt, und auf die Dinge, die da kommen sollten, vorbereitet worden. Kurz Alles war, wie es Hr. Laurent gewünscht hatte und er glaubte nun nicht länger mehr mit dem Zeichen warten zu brauchen, das die Massen zu seinen Gunsten und wider die Geseze und die Regierung des Landes aufrufen sollte.

Das Zeichen ward gegeben und der Sturm (allerdings der Sturm im Glase Wasser) brach los. Die Hefe des Volkes war das Element dieses Sturmes. Schmutzig und gemein waren die tobenden Rotten und schmutzig und gemein die Handlungen derselben. Hin und wieder sah man die Soutane eines Priesters durch die schmutzigen, zerlumpten Massen durchscheinen. Die jungen Vikare oder Kapläne des hochwürdigen Bischofs spielten hier die Rädel Führer, wenn nicht die Anführer. Doch der ganze Putsch scheiterte an dem gesunden Sinne und der Ordnungsliebe der Luxemburger. Die Bürger der Hauptstadt ließen sich von dem Stadtcommandanten der Garnison Waffen geben und durchzogen bewaffnet die Straßen, wo die tobende, in Branntwein verauschte rohe Menge die besten Bürger beschimpfte, „Tod der Regierung und den Freimaurern!“ schrie, und den Leuten die Fensterläden entzweischlug und die Scheiben einwarf. Wie Spreu flog das Paß auseinander beim Anblick der bewaffneten Bürgerwehr. Auf preussische Flinten hatte die feige Bande nicht gerechnet. Diese machten ihre ganze Rechnung zu Schanden. Kurz, der Putsch war verpfuscht; Hr. Laurent hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und mußte zu seinem größten Verdruß von allen Kanzeln des Landes wieder abwiegeln lassen. Er fühlte, daß er einen kolossalen politischen Fehler gemacht

und seiner Sache einen fürchtbaren Stoß dabei gegeben hatte. Er hatte auf einen Augenblick seine Maske fallen und den Gegner in sein wahres Gesicht blicken lassen. Das ward ihm verhängnißvoll. Einen Aufwiegler und Aufhezer wider die Landesgesetze konnte unmöglich der König-Großherzog länger im Lande dulden. Herr Laurent bekam von Rom aus seinen Paß und fort mußte der hl. Mann, den Liberalen und „Freimaurern“ zum Spaß. — Hier endet diese erste Episode der heillosen Jesuitenwirthschaft und Herrschaft im Großherzogthum Luxemburg.

Doch so unheilvoll auch die Zeit von 1842—1848 für unser Land sein mochte, die folgende, von 1848 bis heute, war es in einem noch weit höheren Grade. Hr. Laurent zwar war fort, aber sein Anhang, den er, oder besser, den die Jesuiten aus der Ferne dirigirten, war geblieben. Zu diesem Anhang gehörten Alle die, welche lieber von fremder Arbeit, von fremden Renten, vom Schweiß des Nebenmenschen, als vom eignen Leben. Manche, die früher, während der belgischen Revolution von 1830, von belgischen Renten schwelgten, die aber seitdem wieder mehr und mehr auf's Trockne gekommen waren, was bei ihrem großen Durste sehr unbehaglich war, suchten die Wirren von 1848 zu benutzen, um sich wieder flott zu machen. Sie hatten mit unserem genialen Dicks, dem Dichter des „Vulleparlament am Grogewald“ (Vogelparlament im Grünenwald) lange genug vergebens gesungen:

„Get mer éng Plätz! get mer éng Plätz!

Sos sit der all e Full firt d' Kätz.“

(Gebt mir 'nen Platz, sonst seid ihr alle Vögel für die Katz!), um des Singens nachgerade müde zu sein. Der ersehnte Platz, je höher besoldet, desto besser, durfte nicht länger auf sich warten lassen, weil sie selbst sonst der „Vogel für die Katz“ geworden wären. Sie verbündeten sich nun abermals mit den Jesuiten, unserm Clerus, und im Bunde mit denselben und unter der Maske des weitgreifendsten Liberalismus, brachten sie am Ende doch die Revolution zu Stande, zu der Hr. Laurent den Anfang gemacht hatte. Die liberale Regierung mußte abdanken, ein neues höchst liberales Wahlgesetz wurde votirt; die Streber traten ins Ministerium; eine Bauern-Kammer wurde von unsern Bauern (d. h. den Pastören und den Trägern der liberalen Masken) gewählt — mit einem Wort, die Dunkelmänner hatten das Spiel gewonnen, das Land war geprellt.

Der Leser, wenigstens derjenige, welcher die Wirthschaft dieser Leute aus Erfahrung näher kennt, begreift, welche Zustände sich nun in unserem unglücklichen Ländchen bald geltend machen mußten. Die Coalition, welche sich des Staatsruders bemächtigt hatte und das Land aus allen Kräften in das Fahrwasser des Jesuitismus hineinsteuerte, that sich vor allem selbst bene. Man lebte in Sauf und Brauf, in Hülle und Fülle, sammt allen seinen Creaturen.

ganze Land. Eine Pfarrei nach der andern kam an die Reihe. Jede Kirche mußte ihr himmelhohes Missionskreuz (zu all dem Kreuz, das wir bereits hatten) erhalten. Die Herren Pastöre und Bürgermeister suchten sich einander dabei zu überbieten. Eine jede Gemeinde, eine jede Pfarrei wollte das größte und kostbarste Missionskreuz haben. Aber das beste bei den Missionen waren die achttägigen frommen Uebungen, vor Allem die fürchterlich schönen Predigten der Herren Patres über „die vier letzten Dinge des Menschen“, nach Pater von Cochem, gruseligem Andenkens. Bei diesen Predigten geriethen alle schwachen Köpfe in Verwirrung. Alte und junge Weiber brachten es sogar bis zum Delirium. Hier schnitt sich eine noch junge Frau, Mutter von mehreren Kindern mit dem Rasirmesser ihres Mannes den Hals ab, vermuthlich aus eitel Furcht vor dem Bösen, den ihr die Herren Patres mit so entsetzlichen Farben in ihren Predigten geschildert hatten. Dort ließ eine andere Hausfrau, Mutter vieler Kinder, ihren Haushalt Haushalt sein, und lief den ganzen Tag nach allen Kirchen der Umgegend, aus der einen in die andere. Mit einem Wort die Weiber wurden von den Missionspredigten total verwirrt. Was die Kanzel bei gesundem Verstande ließ, das bekam im Beichtstuhl seinen Theil. Das Gerücht erzählt haarsträubende Geschichten, die sich im Beichtstuhl zugetragen haben sollen. Die Jugend soll hier auf eine Weise zur Erkenntniß des Guten und des Bösen (vor Allem des Bösen) geführt worden sein, die jedem wohldenkenden Menschen die Haare zu Berge treiben muß. Der Engel der Sittlichkeit verhüllte dabei sein heiliges Antlitz und floh weinend nach den höheren Regionen zurück. — Es ist wahrhaft grausenenerregend, was hier geschah, um den Samen des Bösen, der Unsittlichkeit, das Gift der Seelen, unter den Massen zu verbreiten! O! Die Herren Jesuiten wissen nur zu gut, daß sie ihre Herrschaft nur auf die Unsittlichkeit, die Verderbtheit, die Verkommenheit der Massen gründen können. Die Tugend der Völker ist ihr Untergang. — Ferner wurden von den Herren Patres, mit Genehmigung der Regierung, für die Geistlichen, die Schullehrer und Lehrerinnen des Landes von Zeit zu Zeit sogenannte „Retraites“, fromme geistliche Uebungen in Abgeschlossenheit, ausgeschrieben, und wehe dem Armen, der es unterließ, diesen Uebungen beizuwohnen! Dieselben schlossen mit einer Generalbeichte aller Theilnehmenden, und dem Genuße des heiligen Altarsacramentes. Ein Lehrer, oder eine Lehrerin, die dem Rufe der Jesuiten nicht Folge leisteten, waren die längste Zeit im Lehrfach thätig gewesen. Ihr Pastor benutzte die allernächste Gelegenheit, oder brach sich auch wohl diese Gelegenheit kurzweg vom Zaune, um den Unfolgsamen bei einer hohen Obrigkeit zu verklagen, und die leiseste Klage genügte, um dem Lehrer oder der Lehrerin den Garaus zu machen. So folgsam hörte unsere damalige „liberale“ Regierung auf das Wort unserer Geistlichkeit. —

Diese hatte schon gleich nach ihrem Sieg im Jahre 1848 ihr Organ, das „Luxemburger Wort für Wahrheit und Recht“, gegründet. Dieses saubere Blatt führte sich bei seinen Lesern damit ein, daß es die These aufstellte und vertheidigte, ein protestantischer Fürst könne rechtmäßiger Weise nicht über eine katholische Bevölkerung herrschen. Die Landesjustiz mischte sich allerdings in diese Streitfrage, aber da vier (wir sagen vier!) von den jungen fanatischen Kaplänen des Herrn Laurent sich, unter eidlicher Aussage, als die Verfasser der saubern Artikel hinstellten, die Justiz jedoch in sich die Ueberzeugung trug, daß diese Fanatiker an denselben nicht mehr Theil hatten, als ein neugeborenes Kind, so begnügte sich das Tribunal damit, den Strohmann der Jesuiten-Zeitung, einen gewissen Nehm, Buchhändler, der sich den verantwortlichen Redacteur des „Wort“ nennen ließ, mit so und so viel Monaten Gefängniß zu bedenden, nur um der Gerechtigkeit nicht allzusehr ins Gesicht zu schlagen. Da indessen jedermann wußte, wie unschuldig der arme Teufel bei der Sache war, so wurde von dem Landesfürsten die Strafe erlassen. — Das war das rühmliche Debüt unseres „Wort für Wahrheit und Recht“. — Dasselbe erhob sich zwar langsam, doch sicher, Dank den vielen Abonnenten, die das saubere Blatt halten mußten, gern oder ungern. Hierher gehörten in erster Reihe die Geistlichen und die Schullehrer. Wehe dem, der unter diesen ein anderes Blatt zu halten wagte! Sein Ruin war gewiß, kaum eine Frage der Zeit. Die Jesuiten herrschten unumschränkt durch ihre Helfershelfer in der Regierung und in der Kammer. So konnte das Organ der Dunkelmänner bei uns ungestraft fortfahren, seinen bösen Samen der Lüge und Verläumdung durchs ganze Land auszustreuen. Anfänglich zwar sträubten sich die bessern, unabhängigeren Geister im Lande noch wider den absorbirenden Einfluß dieser finstern Sippe. Aber ach! nur Wenige besitzen die zähe Kraft und Ausdauer, auf die Länge wider den Strom zu schwimmen. Die Jesuiten wußten sich überall, bei den ersten Familien des Landes, vor Allem bei den Frauen, einzuschwärzen. Der Beichtstuhl war das Werbebüro, wo sie sich die Frauen des Landes anwarben. Und, ce que femme veut Dieu le veut, wie das Sprichwort sagt. Ein liberaler Mann nach dem andern kroch zu Kreuze; und von diesem Augenblicke an that er alles Mögliche, um auch seine guten Freunde und Bekannten hineinzupersuadiren in den jesuitischen Strudel. Keiner steht gern allein als armer Schächer, als Pantoffelheld, vor seinem Lande da. Sobald die Majorität auf Seiten der guten Leute war, durften sie getrost sein und konnten wieder den Kopf vor Jhresgleichen erheben. So wurden bei uns allmählig die Geister gebeugt und geknechtet. So ist es gekommen, daß man sich nach und nach an die Knechtschaft gewöhnt, ja am Ende sogar auf seine Ketten stolz geworden ist, und Jedem mit hochmüthiger Verachtung begegnet, der sie nicht trägt, sondern sich lieber dem Geißel und dem Stank des „Wort“ und seiner Patrone aussetzt. —

Da durch unser „liberales“ Wahlgesez von 1848 das Ruder des Staates bei uns factisch in die Hand der Bauern (d. h. der Pastöre) gegeben worden war, die Bauern somit das Land beherrschten, ohne auch nur einen Begriff von den wirklichen Bedürfnissen desselben, von Gemeinwohl, von Bürgerrecht und Bürgerpflicht zu besitzen, so läßt sich leicht denken, wie sich die Besseren, die Gewissenhafteren, die wirklich Unabhängigeren, bei einer solchen Wirthschaft befinden mußten. Sie, die sich nicht in dies selbstische und gemeine Treiben mischen konnten und wollten, zogen sich von dem politischen Leben mehr und mehr zurück. Die besten und edelsten Herzen im Lande begannen am Heile, an der Zukunft desselben zu verzweifeln. Und wahrlich nicht ohne Grund! — Wer es nicht mit erlebt hat, kann sich gar keinen Begriff machen, mit welcher Gemeinheit, mit welcher frechen Unverschämtheit die damaligen Führer des Pöbels ihr Wesen oder besser Unwesen trieben. Folgendes Epigramm kennzeichnet wohl am besten die „Situation“:

„Herr. Wie mach' ichs doch, wie werd ich populär.

„Pasquin. I! werdet Pöbel, lieber Herr?“ —

Jawohl! Dem Pöbel mußte sich ein Jeder beigefellen, der seinen Theil am Staatskuchen in Anspruch nehmen wollte. Der Pöbel hatte die Oberhand überall: in der Regierung, in der Kammer, in der Kirche, bei den Wahlen, in allen Schenken und Aneipen. Wie es bei dem hohen, wichtigen, ja heiligen Wahlakt zunging, davon macht sich nur der einen richtigen Begriff, der Gelegenheit gehabt hat, dem widerlichen Skandal beizuwohnen. — Herren und Bauern betranken sich dabei um die Wette, sogar die Herren von der Regierung. Der Bauer verkaufte seine Stimme im Aufstrich. Wer ihm den Wanst am besten füllte und dabei mit „liberalen“ Versprechen am freigebigsten war, durfte der Majorität sicher sein. Gewöhnlich waren das die Herren am Ruder. Diese verfügten über den Staatsseckel und über den gesammten Staatskuchen. Und freigebig waren die Herren, o so freigebig! am meisten gegen sich selbst und ihre Creaturen. Nichts Frecheres und Unverschämteres läßt sich denken, als das Auftreten und Gebahren dieser Creaturen. Sie fühlten, daß die Canaille die Herrschaft im Lande hatte, und sie handelten demgemäß. — Es war das eine wahrhaft entseßliche, trostlose Zeit, und es läßt sich schon begreifen, daß die besseren und edleren Herzen verzweifeln wollten.

Der erste freundlichere Sonnenblick, der in diese Nacht des sittlichen Glendes, der sittlichen Versunkenheit, fiel, war unser Anschluß an den deutschen Zollverein. Von diesem Tage an datirt die Erhebung, die Regeneration, unseres Landes. Wir standen nun nicht mehr so ganz isolirt den finstern Gewalten preisgegeben, die uns nach dem Abgrunde drängten. Wir

waren dem grundehrlichen, kräftigen deutschen Volke, unserem Brudervolke, näher gerückt und deutscher Einfluß konnte sich bei uns geltend machen, und an der Heilung unserer tiefen Schäden mitwirken. Das war ein großes unschätzbbares Glück. Aber auch unser materielles Wohl wurde durch den deutschen Zollverein gehoben. Derselbe rief unsere Großindustrie ins Leben, und seitdem hat sich der Wohlstand bei uns vertausendfacht. Heute besitzt unser Land die Mittel, auch auf dem geistigen Gebiet das Bessere, das Tüchtigere zu fördern und wir glauben, daß unsere gegenwärtige Regierung auch den Willen hat, auf dieses Gebiet einzulenken und demselben einen guten Theil der Staatsmittel zuzuweisen. Uebrigens ist es auch die höchste Zeit dazu, wenn wir nicht zum Gespöht des ganzen intelligenten und gebildeten Europas werden sollen. Unser Anschluß an den deutschen Zollverein ging nicht ohne Opposition vor sich. Unsere Fransquillons, vor Allem aber unsere „belgischen faiseurs“, die Theilnehmer an der belgischen Revolution von 1830, deren es noch so manche in unserem Lande gibt, widersetzten sich diesem Anschluß. Doch glücklicherweise lagen damals die Sachen so, daß uns keine andere Wahl blieb. Es hieß hier: Friß Vogel oder stirb. Und wohl uns, daß man uns damals nicht die Wahl gelassen! Ohne unsern Anschluß an den Zollverein hätten uns die Dunkelmänner heute im Sack mit Maus und Mann. Im Vorübergehen sei noch gesagt, daß der Umstand, daß unsere Hauptstadt eine deutsche Besatzung hatte, unserm ganzen Lande auch sehr zu Paß kam, und demselben weit mehr genützt hat, als der Janhagel bei uns, der mit dem „Wort“ so laut auf den „Preuß“ schimpft, es sich träumen läßt.

Daß es Frankreich längst auf unser Ländchen sowohl als auf Belgien, ja das ganze linke Rheinufer abgesehen hatte, weiß Jeder, der nur einen Begriff von der Politik Frankreichs während der letzten zwanzig Jahre hat. Wir, die durch den Zollverein mit Deutschland verbunden waren, sollten vor allem von Frankreich aus bearbeitet, und für die Annexion an dasselbe reif gemacht werden. Wie es scheint, waren wir dazu noch lange nicht faul genug, trotz unserer Jesuiten und ihrer verkappten Helfershelfer. Die zersetzenden giftigen Elemente mußten uns deshalb in Masse aus Frankreich, und dem noch fauleren Belgien, dem Eldorado unserer „Liberale“, zugeführt werden. Eine günstige Gelegenheit dazu bot die Erbaung unserer Eisenbahn. Güttiger Gott! welches Gefindel wurde uns bei dieser Gelegenheit zugeführt! Von soviel Verkommenheit, Sittenlosigkeit, Gewissenlosigkeit, Spitzbüberei, hatten wir noch gar keinen Begriff. Armer „Wilhelm-Luxemburg!“ wer hat die vielen Millionen verloren, die man Dir hier gestohlen hat! Deine Actionäre. — Die Diebereien wurden öffentlich, bei hellem Tageslicht, unter den Augen der Ober-Chefs, von Jung und Alt verübt. Lieferanten bereicherten sich im Handumdrehen. Die Cächerons, Unternehmer aus zweiter

Hand, saßen Tag und Nacht mit den Aufsehern, den Angestellten der Baugesellschaft in den Kneipen und ließen draufgehen, was diese wollten, Herz was begehrst Du? — Dafür wurde ihnen jeder Arbeiter doppelt und dreifach angeschrieben. Die elendesten, verkommensten Subjekte kamen als Bahnbau-Aufseher aus Frankreich hierher, wie man sagt, als protégés hoher und einflußreicher Herren und Actionäre der Gesellschaft. Wir wollen gerne zugeben, daß unter den obersten Beamten auch verschiedene rechtschaffene, wackre, unbesoltene Leute waren, die ihre Pflichten kannten und nach besten Kräften dem heillosen Diebeswesen zu steuern suchten. Doch diese Leute bildeten den verschwindenden Theil dieser Angestellten-Clique, und ihre Bemühungen blieben in den meisten Fällen ohne Erfolg. Die Archive der Gesellschaft Wilhelm-Luxemburg sind da, um die Wahrheit unserer Angaben darzuthun.

Doch was lag den Leitern dieses Schwindels am Gelde, wenn nur Frankreich seinen geheimen uneingestandenem Zweck erreichte, und uns für die Annexion reif machte. Zuerst sollten wir durch das saubere Beispiel der Sendlinge der finsternen Gewalten durch und durch demoralisirt werden. Unsere Arbeiter sollten von dem Gesindel, das uns von allen Seiten zuströmte, verführt, zum Trunk, zur Faulheit, zur Unsittlichkeit verleitet werden und Bedürfnisse annehmen, die sie hernach zwingen sollten, sich dem Mammon mit Haut und Haar zu verkaufen. Wenigstens schien Alles darauf auszugehen und berechnet zu sein. Den einflußreicheren Persönlichkeiten im Lande wurden goldene Brücken, alles Mögliche versprochen, wenn sie helfen wollten, das Land an Frankreich zu bringen. Dazu kam, daß durch die verkehrte Erziehungsweise der höheren Klassen bei uns, die ganz und gar nur nach französischen Pfeifen tanzen wollten, diese schon ohnehin Frankreich gewonnen und gegen Deutschland eingenommen waren.

So kam das Jahr 1867. Schon waren wir, wie es überall hieß, verkauft an Frankreich. Doch der Himmel wachte über uns. Das deutsche Volk, unsere Brüder legten Einspruch wider den Verkauf eines deutschen Bruderstammes an eine fremde deutschfeindliche Macht vor der Welt ein, und — wir waren gerettet.

Heute stehen wir Deutschland näher, als je. Wir gehören nach wie vor zum deutschen Zollverbande. Unsere Eisenbahnen sind in deutschen Händen. Eine große Anzahl von unseren jungen Leuten sind Angestellte und Beamte einer deutschen Gesellschaft, des deutschen Reiches selbst.

Die Jesuitensippe hat in letzter Zeit sehr viel an Boden bei uns verloren. Ihre verkappten Helferhelfer, die so manchen ehrlichen Spießbürger unter liberaler Maske geprellt, stehen entlarvt, und ihre Kniffe ziehen nicht mehr. Steht uns nur Deutschland fest zur Seite, finden wir bei seiner Presse den kräftigen Schutz, den uns die Jesuitenpresse im eigenen Lande versagt,

stehen uns unsere deutschen Brüder treulich bei wider die Kniffe und Ränke unserer Dunkelmänner unter allen Masken: dann dürfen wir hoffen, auch bei uns zu Lande mit den finstern Gewalten fertig zu werden, die noch immer die Massen in ihren Banden gefangen halten. Schon jetzt beginnen die Luxemburger einzusehen, wie wenig Verlaß auf die so heiß ersehnte „Revanche“ Frankreichs ist und wie gering die Aussichten dieses Landes auf Erfolg sind, wenn es sich auf keine besseren Helfer und Retter stützt, als auf die Wunder der Götzen der Jesuiten, auf die lieben Frauen in Lourdes und Paray-le-Monial und auf das hl. Herz Jesu. — So einfältig sind wir Luxemburger doch nicht mehr, daß wir an solchen Firslesanz glauben sollten. Wir glauben sogar nicht mehr an die Wunderthaten unseres eigenen wunderthätigen Muttergottesbildes, so sehr wir auch geneigt sind, Alles bei uns für vortrefflicher zu halten, als es bei andern Leuten ist.

N. Steffen.

Luxemburg, im August 1873.

Die Aufgabe der liberalen Partei Sachsens im nächsten Landtage.

Aus Dresden.

Die liberale Partei Sachsens ist mit keinerlei Programm in die diesmalige Wahlbewegung eingetreten. Sie hat, meine ich, daran recht gethan. Das beste Programm einer Partei sind allzeit ihre Thaten. Auch die liberale Partei Sachsens kann ruhig auf das verweisen, was sie in zwei Landtagen nach einander richtig erstrebt und wenigstens zum großen Theile durchgesetzt hat.

Bei den ersten Wahlen nach dem neuen, freieren Wahlgesetz von 1868, im Jahre 1869, stellte die nationalliberale Partei, (die damals noch selbständig und unabhängig von andern liberalen Schattirungen vorging, ohne mit diesen in Gegensatz zu treten) ein förmliches Programm auf, das sog. Leipziger Programm, worin die Forderungen des Liberalismus kurz aber scharf präcisirt wurden. Der erste Paragraph desselben enthielt das nationale Glaubensbekenntniß, „festen Anschluß an den Norddeutschen Bund“; die folgenden beschäftigten sich mit Fragen des innern Staats- und Volkslebens. Da ward ein noch weiterer freiheitlicher Ausbau der Verfassung (in der Richtung des neuen Wahlgesetzes) insbesondere eine Vereinfachung des ständischen Mechanis-